

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 42

Artikel: Die Tat der Maria Beldamer [Fortsetzung]
Autor: Martin, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647342>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Studium zum Ekel. Der Vater zwingt mich ja dazu, leichtsinnig zu werden.“

Über schon wenige Tage später erschien er wieder: „Nun habe ich mich offen widersetzt. Der Vater hat mich zur Rede gestellt eines harmlosen Ausganges wegen. Seine Phrasen von Kindesliebe, Demut, Ehrlichkeit, Unterordnung; seine ölige Stimme, die Fassadenbravheit auf seinem Gesichte reizten mich derart, daß ich, statt ihm Auskunft zu geben, ihn fragte, ob es ihm wirklich nicht genüge, mich um des schönen Mammons willen immer wieder zu demütigen; ob es ihn gelüste, nun auch meine Gefühle noch zu registrieren, meine Gedanken zu buchsen und meine Taten ins Schuldkonto einzutragen. Als er mich ein undankbares, verdorbenes, mißratenes Kind schalt, skizzierte ich ihm zwei Bilder. Das eine zeigte ihn als Christ, als vorbildlichen Bürger, als muster-gültigen Familienvater, als Mensch ohne Fehl, kurzum, so, wie er sich gibt. Die andere Fassung gab ihn wieder als Mammonsdienner, Pharisäer, als Herrschsüchtigen, als das, was er ist.“

So weit hat es der Vater gebracht mit seiner Erziehung zu Dankbarkeit, Unterwürfigkeit, Pietät. Werner wird, davon bin ich überzeugt, den Weg zu einem tatkräftigen, fruchtbaren Leben finden trotz der Hindernisse, die ihm sein Vater gestellt hat. Aber dieser Weg wird ihn vom Vater wegführen, immer weiter.

Seien wir auf der Hut, daß uns mit unsern Kindern nicht Gleiches widerfähre. Viele Eltern sündigen wie Werners Vater. Sie sprechen gern und in schönen Sätzen, aber ihr Leben widerlegt ihre Lehren. So reden wir alle gern von Opfern. Dies Wort ist uns so geläufig geworden. Wir „opfern“ den Kindern Kraft, Zeit und Geld. Da stimmt etwas nicht. Wir haben ja unsere Kinder ins Leben gerufen. Haben wir nicht damit die Aufgabe übernommen, alles daran zu setzen, um sie zu Menschen zu erziehen, auf die man, wie Pestalozzi sagt, Berufs, Kopfs und Herzens halber zählen kann? Diese Aufgabe können wir aber nur lösen, wenn in uns lebendig ist, was der Kinder- und Armennarr so trefflich formuliert hat: „Könnte ich die ganze Welt gewinnen, litte aber Schaden an meinem Kinde, was würde es mir frommen?“ Hätten wir diese Einstellung, so könnten wir nicht fragen: „Was haben wir vom Kinde, wird es uns Mühe und Arbeit danken?“ Unsere Frage würde lauten: „Befähigt unsere Erziehung das Kind, sein eigenes Leben so zu leben, daß es ihm zum Segen gereicht? Befähigt sie es, Bruder, Schwester zu sein in der großen Menschheitsfamilie?“ R. Heller-Laufer.

Die Tat der Maria Beldamer.

Roman von Kurt Martin. (15. Fortsetzung.)

13.

„Ich bitte zunächst um Entschuldigung, daß ich Sie abends hier in Ihrer Wohnung aufsuche, Herr Hombrecht. Ich bin Ihnen gewiß Aufklärung schuldig. — Erstens wollte ich durch mein Erscheinen in Ihren Geschäftsräumen nicht zu neuen Redereien in der Stadt Anlaß geben. Der eine oder andere Ihrer Leute kennt mich vielleicht und hätte dann mein Erscheinen bei Ihnen ausgeplaudert, vielleicht mit allerhand phantastischen Ergänzungen. Das war mir nicht erwünscht. — Ich nehme dann auch ganz gern Gelegenheit, mich einmal persönlich hier in diesen Räumen umzusehen, in denen Ihr Herr Vater lebte. Ich nehme an, Sie haben die Einrichtung des Hauses im großen und ganzen so belassen, wie sie war.“

„Allerdings. Ich verstehe Sie aber immer noch nicht. So viel ich weiß, ist dieser Dr. Römer ja des Mordes überführt. Also —“

„Es bedarf aber noch verschiedener Aufklärungen. — Hat in den letzten Jahren eine Künstlerin eine große Rolle im Leben Ihres Vaters gespielt?“

„Raum, — Und wenn schon, — was hat das mit dem Morde zu tun?“

„Vermutlich nichts. Ich frage aber gern nach allem.“

„Es kann wohl niemand meinem Vater es verdenken, wenn er — er stand ja in den besten Jahren — sich eine Freundin suchte.“

„Ist Ihnen bekannt, ob Ihr Vater einer Dame größere Zuwendungen gemacht hat?“

„Nein. — Weshalb fragen Sie darnach?“

„Es ist Ihnen auch sonst, bei einem Nachprüfen des Vermögens Ihres Vaters, nicht aufgefallen, daß er große Vermögensabzweigungen vornahm? Ich meine, vielleicht haben Sie diesen oder jenen Ausgabeposten gefunden, der Ihnen auffiel?“

Reinhard Hombrecht sah unschlüssig zu Boden. Endlich sprach er: „Ich halte Ihre Frage zwar für überflüssig, — und die Beantwortung auch. Aber da Sie davon sprechen — ja, es ist mir allerdings etwas aufgefallen. Für den Mord an sich ist das freilich gewiß bedeutungslos. Doch wenn Sie mir raten könnten — Ich würde gern die Adresse einer Dame feststellen.“

„Sprechen Sie!“

„Es finden sich bei den durch unsere Bank ausgezahlten Schecks fünf größere Beträge, die alle an ein und dieselbe Dame ausgezahlt wurden, an ein Fräulein Tutta Bennor in Hamburg.“

„So so. Welche Höhe weisen die Beträge auf?“

„Es handelt sich um 115,000 Mark. Der letzte Scheck lautet auf 60,000 Mark und wurde einen Tag vor meines Vaters Ermordung in Hamburg zur Auszahlung vorgelegt.“

„Das ist ja ein außerordentlich hoher Betrag.“

„Die übrigen vier Schecks machen zusammen 55,000 Mark aus.“

„Und auf früheren Schecks findet sich der Name Tutta Bennor nicht?“

„Nein. — Das ist wohl auch nicht möglich. Mein Vater scheint die Dame erst wenige Wochen vor seinem Tode kennen gelernt zu haben.“

„Woher wissen Sie das?“

„Von Herrn Braun.“

„Wer ist das?“

„Der Prokurist.“

„Ach ja! Was sagte er Ihnen?“

„Daß mein Vater ihm während der letzten Wochen vor seinem Tode öfter von einer Dame vorgeschwärmt habe, mit der er sich in Hamburg traf. Er reiste ja ziemlich oft nach Hamburg.“

„Wußte Herr Braun den Namen der Dame?“

„Ja, mein Vater hatte ihm den Namen genannt und soll wohl auch angedeutet haben, daß er eine Heirat mit der Dame erwäge.“

„Und jetzt? Hat die Dame Sie aufgesucht?“

„Nein. Ich kann sie in Hamburg nicht finden.“

„Sie haben sich erkundigt?“

„Ja. Bei dem Meldeamt. — Es sind doch immerhin erhebliche Summen, die mein Vater ihr angewiesen hat. Ich hätte sie gern über Verschiedenes befragt.“

„Der Name ist also in Hamburg nicht bekannt?“

„Nein.“

„Und auf der Bank in Hamburg, bei der die Schecks eingelöst wurden, was hat man Ihnen da gesagt?“

„Es sei eine junge Dame mit blondem Haar und einer Brille mit gelben Gläsern an der Kasse erschienen und habe die Schecke vorgelegt. Die Auszahlung erfolgte natürlich anstandslos.“

„Gestatten Sie die Bemerkung, daß Ihre Mitteilung mich überrascht.“

„Wieso?“

„Sie messen dieser schleierhaften Geldangelegenheit selbst Bedeutung zu?“

„Ja. Da ist wohl nichts Auffälliges!“

„Keinesfalls. Kann man sich bei der Bank oder bei Ihren Angestellten dieses Namens von früher her nicht erinnern?“

„Nein. Hier ist die Dame ja anscheinend nie gewesen. Nur Herrn Braun gegenüber sprach mein Vater sich einige Male aus. Sie können ihn ja fragen!“

„Das möchte ich nicht. Ich will — wenn Sie Interesse daran haben — lieber in Hamburg versuchen, etwas über diese Tutta Bennor zu erfahren.“

„Es wäre mir auf alle Fälle lieb. — Und Sie halten es für möglich, daß diese Frau zu dem Morde in irgendeiner Beziehung steht?“

„Unmittelbar in Beziehung wohl nicht. — Es wäre indessen nicht ausgeschlossen, daß von ihr Beziehungen zu Römer liefen.“

„Ah! Zu dem Mörder!“

„Ja, von ihr — zu dem Mörder. — Doch ich bitte Sie dringend, über diese — sagen wir ungewisse Mutmaßung zu keinem Menschen etwas zu äußern. Es könnte alle meine Pläne zerschlagen.“

„Ich habe gar keine Veranlassung, darüber zu irgendeinem Menschen zu sprechen.“

„Ich danke Ihnen. Es liegt mir viel daran, die Schecke zu sehen, die Tutta Bennor so hohe Summen zufließen ließen.“

„Ich habe nichts dagegen. Ich geben Ihnen einen Ausweis an unsere Bank in Hamburg. Man wird Ihnen dann die Schecke dort vorlegen.“

„Vielen Dank.“

Während Reinhard Hombrecht an seinen Schreibtisch trat und ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier warf, machte sich Paul Stein rasch einige Notizen. Als er von dem jungen Fabrikanten das Ausweisschreiben erhalten hatte und es dankend in seiner Briefftasche verwahrte, forschte er: „Was sagt denn Herr Braun zu diesen hohen Scheckzahlungen?“

„Nicht viel! Er will natürlich nicht an meinem Vater Kritik üben; aber aus seinen Worten entnehme ich, daß er meinen Vater während der letzten Wochen seines Lebens für reichlich verlobt hielt und der Annahme ist, mein Vater habe in seiner liebeseligen Eingebung die Schecks für diese Frau ausgefertigt. Das ist ja auch das Wahrscheinlichste. Ein sehr gutes Gewissen scheint diese Tutta Bennor indessen nicht zu haben, weil sie sich nach dem traurigen Ende meines Vaters niemals sehen ließ. Sie hätte doch den Toten ein wenig bedauern dürfen. — Vermutlich befürchtete sie aber Fragen meinerseits, die ihr nicht ganz angenehm gewesen wären. Und da verschwand sie. Gewiß ins Ausland.“

„Leicht denkbar. — Ich will die Angelegenheit auf alle Fälle nicht ganz aus den Augen lassen. — Darf ich Sie nun noch einiges Andere fragen?“

„Bitte!“

„Ich meine den von Ihnen unter Ihres Vaters Papieren gefundenen Briefdurchschlag, der dem Gericht vorliegt.“

„Ach so! — Ja! Ob dieser Brief nun für Dr. Römer bestimmt war oder nicht, das weiß ich nicht. — Der Inhalt läßt wohl auf die erstere Annahme schließen. — Mein Vater sagte ja auch Herrn Braun, daß er an Römer geschrieben habe.“

„Sie stellten den gefundenen Durchschlag dieses Drohbriefes Ihres Vaters dem Gericht aber erst zur Verfügung, als in der Presse mitgeteilt wurde, der Verdacht der Täterschaft falle neuerdings auf Römer, man habe Römer auf der Reize verhaftet. — So verhielt es sich doch, nicht wahr?“

„Allerdings setzte ich mich erst um diese Zeit mit dem Gericht in Verbindung. Ich habe aber den Durchschlag auch erst zu dieser Zeit in die Hände bekommen.“

„Fanden Sie den Durchschlag? Hier in der Wohnung?“

„Nein, in der Fabrik, im Privatkontor meines Vaters. Ich arbeitete mit Herrn Braun an der Zusammenstellung gewisser Ausgabeposten, und da benötigten wir eine Ta-

belle aus der Mappe meines Vaters. Herr Braun nahm die Mappe und blätterte darin, und da fand er den Durchschlag. Wir hatten uns, glaube ich, von Römers Verhaftung unterhalten, und er hatte mir bei dieser Gelegenheit auch von dem Briefe meines Vaters an Römer erzählt. Als er dann in der Mappe nach der Tabelle suchte, fiel ihm der Durchschlag mit in die Hände. Er reichte ihn mir und meinte, das müsse die Kopie des damaligen Briefes meines Vaters an Römer sein. Er riet mir auch sogleich, das Papier dem Gericht auszuhändigen. Es war vielleicht doch nicht ganz unrichtig.“

„Oh nein. — Ihr Herr Vater war Linkshänder?“

„Ganz und gar nicht.“

„Aber er war gewohnt, manche Arbeiten mit der linken Hand zu erledigen. Zum Beispiel, die Schere mit der linken Hand zu führen?“

„Mein Vater war sogar mit der linken Hand sehr unbeholfen.“

„Wie lange ist Herr Braun in Ihrem Betriebe tätig?“

„Es werden jetzt zwei Jahre. Leider hat Herr Braun mir für Ende dieses Vierteljahres gekündigt. Er fühlt sich gesundheitlich nicht auf der Höhe und will bei einem Freunde in der Schweiz Genesung suchen.“

„Könnte hierzu nicht ein längerer Urlaub genügen?“

„Ich schlug ihm das auch vor. Es ist mir nicht gerade angenehm, so bald mit dem Prokuristen wechseln zu müssen. Herr Braun bleibt aber bei seinem Entschluß.“

Stein erhob sich. Er bat Hombrecht um Entschuldigung, daß er ihn so lange störte und ging nachdenklich weg.

(Fortsetzung folgt.)

Am Bergsee.

Du dunkelgrünes Auge,
Das hinterm Bergwald träumt,
Wo aus verborg'nen Klüften
Ein Bächlein sprudelnd schäumt;

Den andern, wimpernassen,
Den tränenfeuchten gleich,
An unerforschten Tiefen
Und Rätselhaftem reich.

Aus deinen Fluten steigen
Die Wände steil empor,
Das Rauschen hoher Tannen
Klingt leise an mein Ohr.

Ein Steinchen kollert nieder,
Ein Fisch springt aus dem See,
Drin spiegeln sich die Felsen
Und eines Firnes Schnee.

Das Echo stirbt im Walde,
Kein Laut mehr weit und breit,
Nur Einer kann ich lauschen,
Der See Bergeinsamkeit.

Von heil'ger Sabbatrube
Die Schöpfung heute singt
Ihr Lied, das wohl am Tore
Der Ewigkeit verklingt.

Ein Windhauch kräuselt spielend
Des Bergsees stille Flut
Und auf den hohen Wänden
Das Purpurleuchten ruht.

Hans Peter Johner.